Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter

Band: 8 (1890)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Blätter
für
Erziehenden Unterricht.

Der „Bündner Seminarblätter“
VIII. Jahrgang.

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK BERN

Begründet und bisher herausgegeben von a. Seminardirektor Theodor Wiget
und nun fortgesetzt von
Institutsdirektor **Gustav Wiget** in Rorschach und Seminardirektor **Paul Conrad** in Chur.

№ 1. Frauenfeld, 15. November 1889. **1889/90.**

Die Schw. Bl. f. Erziehenden Unterricht erscheinen jährlich zehn mal, je auf den 15. eines Monats (ausgenommen Juli und August) in Nummern von zwei Bogen und kosten, portofrei geliefert, 3 Fr. per Jahr für die Schweiz und 3 Mark für die Länder des Weltpostvereins. — Insertionspreis der durchgehenden Petitzeile 30 Rp., für das Ausland 30 Pfg. — Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen, sowie der Verleger J. Huber in Frauenfeld.

Die neuen Herausgeber an die Leser.

Wir stehen zur Herbart-Ziller'schen Pädagogik als einer nach unserer innersten Überzeugung *guten* und *grossen* Sache in jenem Dienstverhältnis, welches Professor Hilty in seinem „Epiktet“ [1] so schön charakterisirt hat, und haben daher die Leitung dieser Blätter übernommen nach der bekannten Bestimmung der Soldatenschule, nach welcher, wenn ein Mann im ersten Glied austritt, der Hintermann nachrücken muss, bereit, Hiebe auszuteilen, wenn es sein muss, aber auch gefasst, solche zu empfangen.

Die „Marschroute“ bleibt dieselbe. Die wissenschaftliche Kritik und Weiterbildung der Herbart-Ziller'schen Lehre überlassen wir im allgemeinen den pädagogischen Universitätsseminarien und dem Verein für wissenschaftliche Pädagogik und erblicken unsere besondere Aufgabe in der *Ausmünzung und Verarbeitung der bereits gesicherten Resultate für unsere schweizerischen Verhältnisse.*

Der bisherige Herausgeber dieser Blätter hat uns hierin bereits ein gutes Stück vorgearbeitet; aber es bleibt immer noch viel zu tun übrig. Darum bitten wir die alten Förderer dieser Bestrebungen um ihre fernere Unterstützung und laden neue Freunde der „Blätter“ zur frischen, fröhlichen Mitarbeit freundlich ein.

Rorschach und *Chur*, im November 1889.

Gustav Wiget und **Paul Conrad.**

[1] „Bündner Seminarblätter“ VI, 130.

Bisherige Mitarbeiter:

Pfarrer *Albrecht*, Rorschach.
Lehrer *Bär*, Zürich.
Bezirkslehrer Dr. *Bütler*, Baden.
Lehrer *Caminada*, Ilanz.
Lehrer *Eggenberger*, St. Gallen.
Sekundarlehrer *Fischer*, Signau.
Prof. *Florin*, Chur.
Lehrer *Gattiker*, Zürich.
Pfarrer *Güder*, Aarwangen.
Prof. Dr. *Hilty*, Bern.
Prof. Dr. *Jecklin*, Chur.
Prof. *Hosang*, Chur.
Seminarlehrer *Hug*, Unterstrass.
Seminarlehrer *Imhof*, Schiers.
Pfarrer *Ludwig*, Schiers.
Seminarlehrer *Meyer*, Schiers.
Prof. *Muoth*, Chur.
Prof. Dr. *Müller*, St. Gallen.
Prof. Dr. *Öchsli*, Winterthur.
Lehrer *Ragaz*, Rorschach.
Rektor *Schachtler*, Aarau.
Pfarrer *Schaltegger*, Berlingen.
Prof. *Schletti*, Chur.
Prof. Dr. *Schoel*, St. Gallen.
Seminarlehrer *Schmid*, Chur.
Dr. *Sonderegger*, St. Gallen.
Prof. Dr. *Tobler*, Bern.
Seminarlehrer *Ulrich*, Schiers u. a. m.

Glück.

Von Prof. Dr. Hilty in Bern.

Man kann vom philosophischen Standpunkte aus dagegen sagen, was man will, was der Mensch von der ersten Stunde des erwachenden Bewusstseins ab bis zum Erlöschen desselben am eifrigsten sucht, ist eben doch einfach das Gefühl des Glücks.[1] Und der bitterste Moment, den er erlebt, ist der der vollendeten Überzeugung, dass es auf Erden in Wirklichkeit nicht zu finden sei.

Diese *eine* Frage verleiht auch ganzen Zeitaltern der Menschheit ihren Grundcharakter, gewissermassen ihre Färbung. Heiter sind die Zeiten, in denen junge, erst aufstrebende Völker noch auf Glück hoffen, oder die ganze Menschheit in einer neuen philosophischen, religiösen, oder vielleicht gar wirtschaftlichen Formel das Geheimnis der Weltverbesserung gefunden zu haben glaubt; düster die Perioden, wie die unsrige, in denen sich den breiten Volksmassen die Erfahrung aufzudrängen scheint, dass *alle* diese schon vielgebrauchten Formeln Illusionen gewesen seien und

[1] Das Glück ist eigentlich der Schlüssel aller unserer Gedanken. Jeder sucht es für sich, viele suchen es, wenn es der Einzelne nicht erreichen kann, gemeinsam. Es ist der letzte Grund alles Lernens, Strebens, aller staatlichen und kirchlichen Einrichtungen. Man mag das „Eudämonismus“ schelten, wenn man will, es ist aber das Lebensziel der Menschen, glücklich wollen sie sein, um jeden Preis. Auch der ernsteste Stoiker will sich glücklich fühlen, indem er auf das, worin andere Menschen das Glück zu finden glauben, verzichtet, um es in seiner Art zu finden, und selbst der weltflüchtigste Christ sucht das Glück, nur in einem andern Leben. Auch der Pessimist will sich in seinem Stolze glücklich fühlen und der Buddhist verlegt das Glück in das Nichts, das Unbewusstsein. Es gibt *nichts*, worin alle Menschen so einig sind, wie das Glücksuchen.

die Einsichtigsten selbst uns sagen, das Wort „Glück“ habe einen „melancholischen Ton“,[1] wenn man davon spreche, so fliehe es bereits. Es liege also eigentlich bloss im Nichtbewusstsein.

Wir sind nicht dieser Meinung, sondern glauben, das Glück könne gefunden werden; sonst würden wir lieber das Gegenteil schweigend hinnehmen und nicht durch Berührung noch verschärfen. Wahr ist nur dass allerdings überall, wo von Glück gesprochen wird, ein stiller Seufzer mitzuklingen scheint, der einen Zweifel an seiner Erreichbarkeit andeutet, und ebenso wahr, dass einzelne unrichtige Vorstellungen über das Glück zeitweise notwendig zu sein scheinen, sonst würden weder Einzelne, noch Gemeinschaften von Menschen zu demjenigen Grade von geistiger und materieller Entwicklung gelangen können, der wieder als Unterlage für das wirkliche Glück erforderlich ist.

Darin liegt der grösste Widerspruch, den wir in dieser Frage überhaupt finden; wir *müssen* aus *eigener Erfahrung* manches vorher kennen lernen, was *nicht* Glück bringt, und gewissermassen mit dem grössten aller Dichter den düstern Pfad durch die Stadt der Qualen, wie die steilen Wege des Berges der Läuterung selbst durchmessen haben, bevor „die süsse Frucht, die auf so vielen Zweigen mit Eifer sucht der Sterblichen Begier“ endlich *„alle Wünsche zum Schweigen bringt.“* [2]

---

[1] Vgl. *Charles Secretan,* le bonheur, eine neuere Schrift über diesen Gegenstand. Die berühmteste alte ist der Traktat „de vita beata“ des h. Augustin (vgl. hierüber „Polit. Jabrbuch der Eidgenossenschaft“, Bd. IV, pag. 11); sie sind aber alle dem einzigen Verse Ev. Matth. XI, 28 an Realität nicht zu vergleichen.

[2] Dante Purgatorio XXVII:

„Quel dolce pome, che per tanti rami
Cercando va la cura de' mortali,
Oggi porrà in pace le tue fami:
. . . . . .
Tanto voler sopra voler mi venne
Dell' esser su, ch' ad ogni passo poi
Al volo mio sentia crescer le penne.“

Dass dies nur der Schluss eines *langen* Weges ist und dass das eigentliche Leben *im* Glück jenseits der menschlichen Lebensgrenze liegt, wie das Paradiso des Dichters, das ist die *Konzession*, die wir dem Pessimismus machen; er könnte daraus gegen uns den Schluss ziehen, dass er doch eigentlich Recht habe, *wenn* nicht in diesem „voler sopra voler“ und in *diesem Gefühl, auf dem richtigen Wege zu sein,* und zu empfinden, „wie der Seele Purpurschwingen wachsen,“ *schon wahrstes Glück* läge. Der *Zustand* des Glücks liegt gleichsam jenseits unseres Fassungsvermögens, aber wir können *zum Glück gelangen* und das, was man gemeinhin „altern“ nennt, kann ein beständiges Fortschreiten und nicht ein Abnehmen sein. Das ist das menschlich *mögliche* Glück und diejenigen, die selbst über die erste Jugend hinaus sind, werden wissen, *wie viel* damit gesagt ist.

Das ist erreichbar, wiewohl schwerlich *lehrbar*. Diesen Weg, namentlich den letzten Teil desselben, muss jeder Mensch *allein* gehen, ohne sichtbare Hilfe von irgend einer Seite, und über einzelne grosse Schwierigkeiten desselben, die er sonst vielleicht nie überwinden würde, trägt ihn sogar nur „der Adler mit den goldenen Federn" am Schlusse grosser innerer Krisen schlummernd hinweg.[1]

Der eigentlichen Betrachtung zugänglich sind nur die vielen *falschen* Wege zum Glück, auf denen jede neue Generation von Menschen von neuem in unbefriedigter Sehnsucht wandelt.

Diese Wege, auf denen die Menschheit das Glück sucht, sind entweder äussere: also Reichtum, Ehre, Lebensgenuss überhaupt, Gesundheit, Bildung, Wissenschaft, Kunst; oder innere: gutes Gewissen, Tugend, Arbeit, Menschenliebe, Religion, Leben in grossen Ideen und Werken. Die äusseren Mittel haben sämtlich schon *den* sehr grossen Fehler, dass sie lange nicht *allen* Menschen zugänglich sind und daher weder das Glück der Menschheit im ganzen begründen, noch in einem edler gearteten Gemüt etwas anderes als einen Genuss mit schlechtem Gewissen verbunden herstellen können. Entweder unedler Natur, oder im Innersten beunruhigt ist heute jeder, der im Genuss dieser Lebensgüter an die Millionen menschlicher Geschöpfe denkt, die täglich neben ihm verkommen.[2] Das ist das Gefühl, aus dem heraus Christus von dem „ungerechten" Mammon spricht und geradezu *sagt*, schwerlich komme ein Reicher in das Himmelreich, niemand könne zum Glauben gelangen, der Ehre von andern nehme, und alles was hoch sei unter den Menschen, sei einfach „ein Gräuel vor Gott." Es ist der völlig und allein logische

---

[1] „Da sah ich, träumend, an des Himmels Hallen
Mit goldnem Gefieder einen Aar
Gespreizt die Flügel um herabzufallen . . . . .
Ein wenig kreist er erst im Bogen dort,
Dann schoss er schrecklich wie ein Blitz hernieder
Und riss mich zu dem Feuer aufwärts fort."

Dante Purgatorio IX, 19. Über diese „*Lebensstufen*" gedenken wir ein anderes Mal, im Anschluss an die Plutarch'schen, zu reden.

[2] Der Mensch ist eben doch von Natur ein *soziales* Wesen, er *kann* sich nicht von Seinesgleichen in Gedanken ganz trennen, als ob deren Leiden ihn nichts angingen, und wir glauben (nach manchen Erfahrungen) nicht so leicht bei jemandem an diesen Egoismus, der sich als „beatus possidens" für ganz befriedigt erklärt. Das ist vielmehr in den meisten Fällen eine konventionelle Lüge, ein gewaltsames Vergessen und Unterdrücken besserer Regungen. Sogar die veredelten Tiere scheinen ja ein grösseres Glück, als diese blosse egoistische Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, und die Fähigkeit einer Aufopferung derselben zu kennen.

Gedankengang, der Franciscus von Assisi und noch viele andere vor und nach ihm bewog, um jeden Preis diese Fessel des Reichtums abzustreifen, die in der Tat eine ungeheure Schranke auch für den Geist bildet,[1] von der nur wenige Menschen ganz frei sind.[2] Der Besitz und die Verwaltung eines wirklich grossen Vermögens, sowie eine jede grosse Ehren- und Machtstellung[3] führt mit fast absoluter Notwendigkeit zu einer Verhärtung des Gemütes, die gerade das Gegenteil von Glück ist, was man beides unter der gemütsleeren Menge, die in immer steigendem Masse jährlich die Berge der Schweiz erfüllt, um wenigstens eine momentane Ausfüllung dieser Leere zu erlangen, mit Grauen wahrnehmen kann.

Nicht viel besser als mit diesen „reellsten" Glücksfaktoren steht es mit dem *ästhetischen* Genuss, der auf eine etwas edlere Herkunft Anspruch macht, als der bloss materielle. Die Grenze zwischen beiden ist übrigens nicht ganz leicht zu ziehen und die ästhetischen Geniesser wechseln — wie dies schon Goethe, ihr grosses Vorbild, in Dichtung und eigenem Leben bezeugt — mitunter mit einer andern Anschauung ab (vgl. Faust). Ja ihre neuere Schule ist auf dem bedenklichen Wege,

[1] Ein moderner Prediger sagt nicht ganz mit Unrecht, schon ein schönes Kleid mache dumm; jedenfalls ist im Reichtum dieses Element in erschreckendem Massstabe vorhanden, und von einer *geistigen Freiheit,* so lange man nicht von diesem Götzen frei ist, gar keine entfernte Rede.

[2] Unsere Pfarrer sagen zwar mitunter, man könne auch „besitzen als besässe man nicht", und es gibt heutzutage ihrer nicht wenige, die dieses Lebens Güter unter dieser grossen Beruhigung mit Wohlgefallen betrachten. Selbst für die Missionäre einzelner Kirchen wird ein Grad von Bequemlichkeit des Lebens erforderlich erachtet, von dem der Apostel Paulus noch wenig wusste. Wir wollen die Möglichkeit dieser Anschauung nicht bestreiten, uns scheint nur, die *ideelle* Armut sei noch *schwieriger* durchführbar als die wirkliche, und es haben daher auch die meisten Leute, denen es Ernst damit war, diese letztere, als den *leichtern* Weg, vorgezogen. Allerdings ist die Gesinnung die Hauptsache, aber die Macht des Geldes über das Gemüt des Menschen ist eine *ungeheure.*

[3] Richtig ist theoretisch soviel: Eine Entäusserung des Privatbesitzes ist — soweit es nicht *unrechtes* Gut betrifft — von den Besitzenden nicht zu fordern, wohl aber sollen sie versuchen, ihn im allgemeinen Interesse zu verwalten und überhaupt Herren, nicht Sklaven ihres Besitzes zu sein. Das wissen eigentlich alle besseren Menschen, sie haben nur den Mut nicht, an die volle *Ausführbarkeit* einer solchen ökonomischen Lebensansicht zu glauben. Der richtige Sozialismus, der auch mit dem Christentum völlig übereinstimmt, ist der *ideelle,* freiwillig *gewollte* (nicht zwangsweise herbeigeführte) Gemeinbesitz, wie ihn schon Aristoteles verlangte. Der gewöhnliche Sozialismus streift mit grober Hand die ganze Blüte dieser sittlichen Gesinnung hinweg und will gewaltsam erzwingen, was eben nur als Frucht einer solchen allgemeinen Gesinnung den Menschen wirklich dauernde Hülfe bringen könnte und zwar sowohl den Nichtbesitzenden, wie den Besitzenden, die eben auch nur mit dieser Gesinnung *vollkommen* rechtmässig besitzen.

manches sogar theoretisch für ästhetisch zu erklären, was es im Grunde nicht mehr ist. Dieser Klasse von Glücksuchern möchten wir nur das eigene Wort ihres Idols, welches in der Tat alle Voraussetzungen zu dieser Art von Glück in ausserordentlichstem, selten vorkommendem Massstabe besass, in Erinnerung rufen: „Im Grunde ist mein Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen; ich kann wohl sagen, dass ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte."

Also im *besten* Falle zwei Tage Glück in jedem Jahre. Ein solches Armutszeugnis wird kaum ein braver Tagelöhner am Schlusse eines Lebens voll wirklicher Mühsal ablegen, das nach der Anschauung eines ästhetisch angelegten Menschen aus nichts als lauter Elend bestand. Die menschliche Natur[1] ist eben merkwürdig wenig auf den Genuss eingerichtet, sondern ganz auf die Tätigkeit, wobei der Genuss, auch der allerhöchste und beste, bloss eine sehr mässig anzuwendende Würzung und Abwechslung bilden soll, dergestalt dass sich alle diejenigen bitter täuschen, welche ihn im Übermass gebrauchen. Alles was dem Menschen wirkliches Vergnügen bereitet, ist ein reelles *Bedürfnis* seiner Natur, das meist erst durch eine vernünftige Tätigkeit hervorgerufen werden muss und nicht sonst willkürlich herbeigeführt werden kann. Darin liegt auch ein grosser Teil der Ausgleichung menschlicher Schicksale begründet, an die unsere heutige Generation viel zu wenig mehr glaubt, während man früher dieses Lob der einfachen und natürlichen Freuden des Lebens vielleicht in sentimentalem Sinne etwas übertrieb.[2] Überdies ist das Sinken des ästhetischen Niveaus unserer ganzen Literatur und Kunst ein zu offenbares, als dass sie noch lange die wirklich gebildeten Kreise unserer Kulturnationen befriedigen könnte. Für dieselben wird in Bälde ein Moment herankommen, in dem sie sich aus dieser ganzen „Blüte" von Wissenschaft, Literatur und Kunst heraussehnen[3] und selbst ein

---

[1] Nicht die menschliche *Phantasie,* die Differenz derselben mit der wirklichen Genussfähigkeit des Menschen bildet eines der grössten Hindernisse der Erziehung. Erst spät und meist nur durch Erfahrung lernt der Mensch seine Wünsche nach seinen Fähigkeiten, nicht nach seiner Einbildungskraft einrichten.

[2] Daphnis und Chloe spielen keine Rolle mehr in unserer Literatur, die Liebenden unserer Romane sind jetzt Offiziere und Banquierstöchter. Wir zweifeln aber nicht, dass unserer jetzigen realistischen Literatur wieder eine sentimentale folgen wird, an welcher die Menschheit doch einen Genuss hatte, während man jetzt darauf ausgeht, das, was schon im Leben hässlich und zudringlich genug ist, durch die Kunst noch zu vervielfältigen.

[3] Man braucht nur die ermüdeten Sommergesichter der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler anzusehen, die fortwährend der „Erholung" bedürftig sind, und auf ihren

gutes Stück gesunder Barbarei dafür in den Kauf nehmen. Der österreichische Dichter Rosegger hat darüber folgende, nicht unbegründete Zukunftsphantasie:

„Schon heute vollzieht sich alljährlich eine Völkerwanderung von den Städten aufs Land, ins Gebirge. Noch kehren sie, wenn die Blätter gilben, wieder in ihre Mauern zurück, aber es wird eine Zeit sein, da werden die wohlhabenden Stadtleute sich Bauerngründe kaufen und bäuerlich bewirtschaften, Arbeiter sich solche aus der Wildnis roden und reuten. Sie werden auf Vielwisserei verzichten, an körperlicher Arbeit Gefallen und Kräftigung finden, sie werden Gesetze schaffen, unter denen wieder ein festständiges, ehrenreiches Bauerntum bestehen kann, und das Schlagwort vom „ungebildeten Bauer“ wird man nicht mehr hören.“

Sicher ist wenigstens so viel, dass uns eine Periode der Rückkehr zur Natur und des Geschmackes am Einfachen wieder bevorsteht, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand, als die Königin Marie Antoinette in Trianon mit ihren Hofleuten Schäferin spielte. Die Karrikatur davon besteht *schon heute* in den Herren und Damen, die im Sommer in Lodenröcken und mit nägelbeschlagenen Bergschuhen Versuche mit der natürlichen Lebensauffassung machen und sich in der Tat in dieser Verkleidung und im Anschluss an die Lebensweise von Bauern und Älplern *so glücklich fühlen*, als es bei ihrem blasirten Wesen überhaupt noch möglich ist.[1]

Ja selbst die *Sorgenlosigkeit* ist endlich, genau genommen, sicherlich nur ein Ideal derer, die sie nie in ihrem Leben gekannt haben. Aus mässiger Sorge (die nicht eigentlich *die* Sorge ist) und Befreiung davon besteht ein sehr wesentlicher Teil des menschlichen Glücks; das Unerträglichste im Leben ist nach den Aussagen mancher Welterfahrener nicht eine Reihe von schlechten, sondern von wolkenlosen Tagen.

Sehr viel einsichtiger, als diese materiell gestimmten Glücksucher,

---

Erholungsreisen von *allem andern* lieber sprechen, als von dem, was eigentlich nach ihrer *Theorie* ihres Lebens *höchste Freude* und zugleich das *höchste Gut* der Menschheit ist. Von dem, was sein *Glück* ist, spricht aber naturgemäss jeder Mensch gerne und mit jedem, der es hören will.

[1] Ein Beispiel davon war der unglückliche König Ludwig II. von Baiern, der seine besten Tage bei den einfachsten Leuten in der Schweiz verlebte. Auch die sonst sehr unnütze ewige Jägerei der „hohen Herrschaften“, die Friedrich der Grosse in den schärfsten Ausdrücken verurteilt, hat, zum Teil wenigstens, *diesen* Hintergrund, ebenso die Defreggersche Richtung in der Kunst und die namentlich in der deutschen Literatur beliebte Darstellung des Kräftigen, sogar „Hünenhaften“; es sind das alles im Grund ebenso viele Proteste gegen die ästhetische Lebensanschauung.

handeln diejenigen, welche die „blaue Blume“ auf dem Wege der Pflichterfüllung, der Tugend, des guten Gewissens, der Arbeit, der öffentlichen Wirksamkeit, des Patriotismus, der guten Werke, der Menschenliebe überhaupt, oder endlich der kirchlichen Denkungsart suchen.

Dennoch beruht gerade ein sehr wesentlicher Teil der pessimistischen Grundstimmung unserer Tage auf der Erfahrung, dass auch auf jedem dieser Wege das Glück leicht verfehlt, beziehungsweise lange nicht in dem erwarteten Massstabe gefunden wird. Ja man wird vielleicht nicht irre gehen, wenn man annimmt, ein grosser Teil des rücksichtslosen „Realismus“, der sich jetzt überall breit macht, sei keineswegs die Frucht der Überzeugung, dass man *damit* glücklich werden könne, sondern bloss diejenige der Verzweiflung an jedem *andern* Wege. Denn wenn weder Arbeit, noch sogenannte Tugend den Frieden der Seele herbeiführen können, wenn die öffentliche Wirksamkeit, die guten Werke, der Patriotismus Humbug und die Religion grösstenteils Formsache, wenn nicht gar blosse Phrase, ohne jede objektive Gewissheit ist, wenn das also alles auch nur Eitelkeit der Eitelkeiten ist, *dann „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“*

Wir gedenken von allem dem, entgegen der gewöhnlichen Fechtmethode der Moralisten, nur den Schluss zu bestreiten, und sind weit entfernt, auch das Gute unserer Zeit zu verkennen, das in einer gewissen prononcirten Wahrheitsliebe besteht, welcher alle blossen Phrasen zuwider sind. Sie *will* das Glück, aber ein *objektives* Glück (nicht bloss ein gedachtes), das eine von *jedem* Menschen zu erlangende greifbare Tatsache ist, und sie hat *darin* vollkommen recht, gegenüber allen ihren Vorgängerinnen in den letzten 2000 Jahren der Geschichte. Wir wollen das auch, und jeder Mensch, der auf den rechten Lebensweg kommen will, muss *damit beginnen*, alle Götzen rücksichtslos über Bord zu werfen. Jedes aufgegebene Vorurteil, das er durch Geburt, Lebenskreis, Gewohnheit besass, ist ein Schritt zum wahren Glücke hin, und es ist ganz richtig, was ein sehr wenig Glücklicher unserer Tage (Kaiser Max von Mexiko) gesagt hat, dass dem Aufgeben einer Unwahrheit, oder eines Vorurteils irgend einer Art ein sofortiges Glücksgefühl folge. Das ist auch unser *Wegweiser* auf diesem dunkeln Wege, den wir sonst vielleicht gar nicht finden würden.

„*Es gibt ein Glück,* allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.“

Die Tugend ist es nicht; fort zu allererst mit diesem Götzen des unbestechlichen Robespierre. Sie wohnt in keinem natürlichen menschlichen Herzen; es braucht eine sehr geringe Vorstellung von derselben,

oder ein sehr beschränktes Gehirn, um mit sich selbst stets zufrieden zu sein.[1] Selbst die eitelsten der Menschen (zu denen wir namentlich die Schriftsteller zählen) sind es im Grunde nicht; die Eitelkeit ist grösstenteils eine *Unsicherheit* des Urteils über den eigenen Wert, die der beständigen Bestätigung desselben durch andere bedarf.

Das *gute Gewissen* des allezeit Pflichtgetreuen soll dem Sprichworte nach ein sanftes Ruhekissen sein. Wir wünschen dem Glück, der es besitzt, kennen diesen Herrn aber bisher nicht. Es gibt nach unserer Meinung keinen Menschen, der jemals auch nur einen einzigen Tag lang seine ganze Pflicht erfüllt hat. Darüber reden wir nicht ein Wort weiter. Wenn einer unserer Leser darauf sagt, doch, ich bin der Mann, so mag er es sein, seine nähere Bekanntschaft wünschen wir aber nicht.[2] Je mehr ein Mensch in der Pflichterfüllung fortschreitet, desto feiner wird der Sinn und die Unterscheidungsgabe dafür; ja auch der Kreis der Pflichten selbst erweitert sich für ihn objektiv dermassen, dass wir den Apostel Paulus ganz begreifen, wenn er von sich selbst, sicherlich ganz aufrichtig und ohne falsche Demut, als dem *grössten* der Sünder spricht.

Die Liebe und was damit an sogenannten guten Werken öffentlicher oder privater Natur zusammenhängt, ja das ist ein herrliches Wort, und wir begreifen den Apostel auch, wenn er in der berühmtesten Stelle seiner Briefe sie das A und das O alles wahren Lebens nennt. Aber wenn er es zugleich für möglich hält mit Engelszungen zu reden, alle seine Habe den Armen zu geben und sogar sich für die Menschheit verbrennen zu lassen, *ohne* Liebe zu haben, so zeigt dies besser als alle weitern Worte, was die Liebe ist. Sie ist ein Stück *göttlichen* Wesens, das in keines Menschen Herzen wächst; wer sie hat, wird genau *wissen*,

---

[1] Solche Leser, die wir nicht zu haben hoffen, mögen sich gütigst einmal die allereinfachsten Codices der Moral, die 10 Gebote, oder die Bergpredigt ansehen; wenn sie dann noch sagen können, wie jener reiche Jüngling: „dies habe ich alles gehalten von Jugend auf“, nun dann wird es ihnen gehen wie diesem, es wird eine Forderung an sie herantreten, der sie nicht ausweichen können und die sie gründlich zu schanden macht.

[2] Überdies ist das Gewissen doch nicht ein so sicherer Wegweiser, als man gewöhnlich annimmt. Wir glauben, dass St-Just ein *gutes* Gewissen hatte, wie er es auch versichert. Jedenfalls hat es der Mohammedaner, der in vielfacher Ehe lebt, oder der Albanese, der Blutrache übt; ihn würde das Gewissen beunruhigen, wenn er den Feind seines Geschlechtes *nicht* erschlüge. Man muss nur im „Heliand“ nachlesen, wie schwierig es dem guten germanischen Priester, der ihn schrieb, wird, seinen Deutschen das Gebot der Feindesliebe und des die linke Wange Hinhaltens, wenn die rechte geschlagen ist, begreiflich zu machen, um zu sehen, dass das Gewissen durchaus nicht ein untrüglicher Massstab ist.

dass sie nicht sein Eigentum ist. Ihr blasses *menschliches Abbild* aber gewährt wohl Glück, aber doch bloss zeitweilig und immer unter der sehr prekären Voraussetzung der Gegenliebe, die von dem Willen anderer abhängig ist. Und wer sein *ganzes* Herz und Vertrauen auf sie setzt, dem kann es leicht begegnen, dass er die furchtbaren Worte des jüdischen Propheten (Jeremias XVII, 5) eines Tages im innersten Herzensgrunde vernimmt und von der Liebe zum Hass übergeht. Die Apotheose des Hasses, die wir heute im Munde grosser Klassen hören, ist nur die Frucht der bitteren Erfahrungen mit der Liebe, die Millionen alltäglich machen.

Die Arbeit ist ein grosser Faktor des menschlichen Glückes, ja sogar der grösste in dem Sinne, dass *ohne* Arbeit dem Menschen das wirkliche Glücksgefühl, das nicht bloss ein Rausch ist, absolut versagt ist. Er *muss* „sechs Tage arbeiten", um glücklich sein zu können, und im „Schweisse seines Angesichts sein Brod essen"; diejenigen sind die *grössten* Toren von allen Glückssuchern, die diesen zwei Voraussetzungen des Erfolges ausweichen.[1] Ohne Arbeit gibt es wirklich kein Glück in der Welt. Negativ gefasst ist der Satz vollkommen richtig. Dennoch ist es ein weiterer Irrtum, dass die Arbeit *das* Glück sei, beziehungsweise dass *jede* Arbeit zum Glücksgefühl führe. Nicht allein kennt die menschliche Phantasie ein *anderes* Ideal; es wird sich wohl niemand einen Himmel, oder ein irdisches Paradies voll beständiger Arbeit vorstellen können, sondern — was noch mehr ist — es braucht auch einen Toren, der mit *seiner* Arbeit zufrieden ist. Ja man wird wohl sagen dürfen, dass die weisesten der Menschen die Mangelhaftigkeit aller ihrer Werke am besten einsehen und dass es *keinen* je gegeben hat, der am Ende *seines* Tagewerks sagen konnte: „Und siehe, es war alles gut!" Hinter dem lauten Preis der Arbeit steckt daher meist etwas wie ein Sporn oder eine Peitsche, die sich und andere dazu antreiben muss, und diejenigen, die sich mit dem grössten Stolze „Arbeiter" nennen, sind im Grund alle darauf bedacht, den „Normalarbeitstag" möglichst *herunterzusetzen*. Wäre die Arbeit an und für sich gleichbedeutend mit Glück, so würden sie ihn so weit als möglich zu steigern suchen.

Die seltsamsten der Glückssucher sind wohl die, welche es im *Pessimismus* suchen, und doch gibt es ihrer nicht wenige und oft sind es nicht die unedelsten Naturen. Meistens aber ist ein gewisser Grössenwahn damit verbunden, es klingt grossartig, *Alles* über Bord geworfen zu haben und alles, sich selbst eingeschlossen, für schlecht zu erklären.

[1] Schon das alte Testament sagt: Es sei nichts besseres für den Menschen auf Erden zu finden, „als dass er fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Teil."

Von den Schlechten ist wenigstens der, der es einsieht und bekennt, in der Tat der beste. Und wenn er wirklich aufrichtig damit zufrieden ist, dass man ihn für schlecht hält, so mag er auf dem richtigen *Durchgangswege* zu etwas Besserem sein. Als dauernder Zustand ist der Pessimismus aber meistens nur der zerrissene Philosophenmantel, durch dessen Löcher die menschliche Eitelkeit hervorblickt und ohne beständige Nahrung für dieses gefrässige Ungeheuer *weit entfernt* vom Ziel.

Am unglücklichsten von allen sind die Menschen, die das Glück in der blossen Zugehörigkeit zu einem *religiösen Bekenntnisse* suchen und darin sich zuletzt bitter getäuscht empfinden. Und derer gibt es heute viele, denn *alle* kirchlichen Genossenschaften haben die Tendenz, mehr zu versprechen, als sie halten können, und gleichen Netzen, die Fische von allerlei Gattung fangen. Der jüngst verstorbene Professor Gelzer sagt in einer Stelle seiner Werke, der Gottesdienst der meisten kirchlichen Leute sei nur ein „Hofdienst, womit sie sich einmal in der Woche der höchsten Gewogenheit empfehlen wollen.“ Einen gleichen Hofdienst gebe es auch gegenüber der „Menschheit, indem man bisweilen ihr Dienste erweist, wie man sich ausdrückt ein gutes Werk an ihr tut, auch nur, um in der übrigen Zeit seine Eigenliebe um so gemächlicher zu pflegen.“[1] Wir wollen der reichen Erfahrung des ausgezeichneten Mannes gerade auf diesem Gebiete nicht widersprechen, obwohl wir unsererseits glauben, dass solange ein Mensch Gott in irgend einer noch so „verworrenen“ Weise dient, sich wenigstens irgendwie an ihn hält, derselbe ihn auch nicht fallen lässt, und dass selbst die armseligsten, oder mit Unlauterkeit aller Art umgebenen Versuche von Religion den Menschen, die ihr mit einer gewissen, wenn auch selbst nur zeitweiligen Aufrichtigkeit anhängen, noch *mehr* Glück bringen, als der geistreichste Atheismus.[2] Aber dieses Privilegium der Einfältigen, die „unter göttlicher Geduld wandeln“, dehnt

---

[1] Ein anderer weitbekannter Prediger der Gegenwart sagt darüber: Es gebe Leute, die sich vorstellen, der Glaube sei eine Überzeugung von der Wahrheit gewisser Lehrsätze, die dann zu angenehmen Betrachtungen führen. Das ist in der Tat eine sehr verbreitete Ansicht. Man sollte, um dieselbe gründlich zu beseitigen, überhaupt das Wort „Glauben“, das dazu verführt, durch „Vertrauen“ ersetzen. Was das ist, versteht jeder, während über den „Begriff“ des Glaubens grosse theologische Erläuterungen geschrieben werden müssen.

[2] Die meisten geistreichen Leute, die sich nicht von einer sittlichen Weltordnung überzeugen können, schwanken furchtbar zwischen Übermut (Hybris im griechischen Sinne, die Göttern und Menschen verhasst ist) und tiefer Niedergeschlagenheit, denn das menschliche Herz, auf sich allein gestellt, ist eben noch heute, wie vor Tausenden von Jahren, als dies zuerst ausgesprochen wurde, „ein trotziges und zugleich verzagtes Ding.“

sich doch nicht ganz auf die aus, die einer bessern Einsicht fähig sind. Dieselben wären schuldig, namentlich die *christliche* Religion von der Halbheit befreien zu helfen, an der sie schon seit 2000 Jahren kränkelt, und sich nicht mit kirchlichen Formen und Formeln, oder vollends mit einer „Wissenschaft" der Religion zufrieden zu geben, die noch niemanden glücklich gemacht hat und dem Volke, das sie nicht versteht, Steine statt Brot bietet.[1]

So lange dies der Fall ist, ist auch dieser Weg zum Glück ein an Täuschungen reicher, die nicht leichter dadurch werden, dass man sie in der Regel weder sich noch andern einzugestehen wagt, weil von *diesem* Punkte keinerlei Pfad mehr zu Frieden und Glück *zurück*führt.

Das sind, mit einigen wenig bedeutenden Modifikationen und Kombinationen aus mehreren zusammen, die Wege, auf denen die Menschen, so lange ihre Geschichte besteht, das Glück gesucht haben. Und wenn wir sie auch nicht aus der Geschichte kennten, so würde sie uns allen mehr oder weniger die eigene Lebenserfahrung zeigen. *Gefunden aber haben sie es auf diesen Wegen nicht.* (Schluss folgt.)

Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln.

Von Gustav Wiget.

Wenn man mich früge, was für die Lehrerbildung entbehrlicher sei: Psychologie oder Ethik, so müsste ich die Antwort schuldig bleiben; denn ich halte beide für gleich unentbehrlich. An den meisten Seminarien wird zwar Ethik nicht gelehrt, und es ist möglich, dass vielen Lehrern diese Lücke in ihrem Bildungsgange nicht einmal zum Bewusstsein kommt. Das spricht aber noch nicht gegen die Notwendigkeit ethischer Studien. Es gibt ja auch Professoren, deren ungenügende methodische Ausbildung mehr von ihren Schülern als von ihnen selbst empfunden wird. Man

---

[1] Wie das zu machen sei, wollen wir hier ganz und gar nicht ausführen. Am meisten wohl durch eine neue *„Vereinfachung"* der christlichen Religion. Dieselbe bedarf kaum irgend eines weitern Dogmas als der Worte Christi selber, die vollkommen für alle Fälle ausreichen, nur müssten *diese* stets für reelle und *ausführbare* Wahrheit genommen werden, was jetzt nicht der Fall ist. Jedenfalls ist dies — mit vorläufiger Weglassung alles andern — für die *einzelne Seele* der *leichteste* Weg, um zu einer eigenen religiösen Überzeugung zu kommen, denn diese Worte haben die eigentümliche Natur des *wirklichen* Geistes, der direkt wie ein lebendiges Wesen auf den Menschen wirkt. Diese lebendige Art ist ja auch im geringern Massstabe *das,* was die *geistreichen* und *genialen* Menschen von den bloss gebildeten oder gelehrten unterscheidet.

muss diejenigen hören, die jenen Mangel gefühlt und ihm abgeholfen haben. Und ihre Zahl wäre noch viel grösser, wenn einem diese Abhülfe etwas leichter gemacht würde.

Wenn man nicht auf halbem Wege stecken bleiben will, muss man sich schon zu einem Kränzchen zusammentun. So haben wir in Rorschach uns zwei Jahre lang mit der allgemeinen Ethik von Nahlowsky[1] befasst. Aber obwohl diese pragmatische Bearbeitung eine der leichtfasslichsten ist, so machte sich doch das Bedürfnis nach konkreten Beispielen so sehr geltend, dass ich mich als Vorsitzender veranlasst fühlte, nach jedem Hauptabschnitt die theoretischen Resultate zusammenzustellen und an plastischen Gestalten aus Gedichten und Dramen zu veranschaulichen. So ist diese Sammlung klassischer Exempel zu Herbarts Ideenlehre entstanden. Obwohl noch sehr der Verbesserung bedürftig, ist sie vielleicht schon in dieser Gestalt manchem Leser nicht unwillkommen.

1. Der oberste Gerichtshof.

Den obersten Gerichtshof in sittlichen Dingen bilden die ethischen Evidenzurteile. Über gut und böse entscheidet keine menschliche Macht noch Willkür, sondern gewisse moralische Gefühle, die sich in jedem Menschen regen, der leidenschaftslos prüft. Oder mit den Worten des Dichters ausgedrückt:

„Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust,
Ganz leise, doch vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.“

Und wir können uns diesem obersten Gerichtshof gar nicht entziehen, denn er ist selber jeder Beeinflussung durch den Willen entrückt; wir mögen uns noch so sehr dagegen sträuben, die moralische Kritik folgt der Tat, ja schon dem Willensentschlusse auf der Ferse und trifft uns mit der Macht eines unabwendbaren Verhängnisses. Das lässt sich an Schillers Wallenstein nachweisen. In Wallensteins Tod I. 3 drängen Illo und Terzky den Feldherrn zum Handeln und dieser lässt endlich den Schweden rufen. Bevor jener eintritt, überlegt W. nochmals den verhängnisvollen Schritt, den er zu tun im Begriffe steht. Sein Monolog wird zur Selbstprüfung. Er erschrickt, dass ihm die äussere Freiheit des Handelns plötzlich genommen und jeder Rückweg abgeschnitten ist. „Im eignen Netz hat er verderblich sich umstrickt und nur Gewalttat kann es reissend lösen.“ Die Notwehr, redet er sich ein, treibe ihn zu der kühnen Tat; vor seinem innern Richter aber erscheint sie, er mag sich sagen, was er will, als ein *Verbrechen*. Er kann sich diesem innern

[1] Allgemeine Ethik. Mit Bezugnahme auf die realen Lebensverhältnisse. 2. Aufl.

Urteil nicht entziehen; es drängt sich ihm auf, er spricht es aus. Während sich sein Blick nachdenkend auf die Türe heftet, durch die der Schwede eintreten muss, verrät sein Mund des Herzens innerste Gedanken:

„Noch ist sie *rein,* noch! Das *Verbrechen* kam
Nicht über diese Schwelle noch. So schmal ist
Die Grenze, die zwei Lebenspfade scheidet."

Diese willenlose Selbstverurteilung kehrt noch öfters wieder. So in dem 7. Auftritt. Die Verhandlungen mit dem Schweden sind nicht zum Abschluss gelangt. Illo und Terzky sind enttäuscht. Da kommt die Gräfin Terzky und überschüttet Wallenstein mit Hohn und Spott:

„Nur in Entwürfen bist du tapfer, feig in Taten."

Sie sucht sein sittliches Urteil zu bestechen:

„Entworfen bloss, ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen;
Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil."

Sie stachelt seinen Ehrgeiz auf, indem sie spöttisch ihm zur Unterwerfung rät:

„Ei nun, der Herzog ist dann eben auch
Der neuen Menschen einer, die der Krieg
Emporgebracht, ein übermächtiges
Geschöpf der Hofgunst, die mit gleichem Aufwand
Freiherrn und Fürsten macht."

Das wirkt. *Den* Weg vermag Wallenstein nicht zu gehen. Dagegen bäumt sich seine Eigenliebe, sein Stolz zu mächtig auf.

„Lieber spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswerte Tat."

Die Losung für jede *fluchenswerte* Tat! Liegt hierin nicht wieder nur ein neues Verdikt des innern Richters und ein neuer Beweis von dessen Unbestechlichkeit? Leidenschaft und Berechnung, der eigene Ehrgeiz und die eigene Sicherheit drängen Wallenstein zum offenen Abfall von seinem Herrn und Kaiser, aber trotz alledem kann er sich der inneren Verurteilung seines Vorhabens nicht entziehen. Er tut den Schritt, doch „sein Bewusstsein tadelt ihn."

Damit gibt sich aber die Gräfin nicht zufrieden, sie möchte auch noch diesen Tadel in seiner Brust zum Schweigen bringen. Sie beschönigt und bemäntelt daher die „fluchenswerte" Tat:

„Not kennt kein Gebot.
Was ist so kühn, das Notwehr nicht entschuldigt."

In Wallenstein regen sich Gefühle der Dankbarkeit gegenüber dem

Kaiser. Die Gräfin löscht sie aus durch die Erinnerung an die Schmach zu Regensburg:

„Nicht wahrlich guter Wille stellte dich,
Dich stellte das Gesetz der herben *Not*
An diesen Platz, den man dir gern verweigert“

und Wallensteins Skrupel weichen:

„Nicht ihrem guten Willen, das ist wahr,
Noch seiner Neigung dank ich dieses Amt.
Missbrauch ich's, so missbrauch ich kein Vertrauen.“

Vor der Idee der Vergeltung glaubt er bestehen zu können, nicht aber vor der Rechtsidee; noch fühlt er sich gebunden durch den Vertrag. Verträge sind nur für kleine Leute, sophistisirt die Gräfin weiter, ein kühner Geist wie er gehorchet nur sich selber. Auch *das* Bedenken schwindet. Aber die Idee der innern Freiheit erhebt noch zäh Protest. Auch diesen sucht die Gräfin wirkungslos zu machen:

„Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selber; es gibt
Kein anderes Unrecht als den Widerspruch.“

Wallenstein aber ist ja immer derselbe gewesen; er handelt heute nicht anders als vor acht Jahren.

„Was damals
Gerecht war, weil du's für den Kaiser tatest,
Ist heute auf einmal schändlich, weil es
Gegen ihn gerichtet wird?“

Wallenstein ist besiegt:

„Von dieser Seite sah ich's nie — Ja, dem
Ist wirklich so. Es übte dieser Kaiser
Durch meinen Arm im Reiche Taten aus,
Die nach der Ordnung nie geschehen sollten,
Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage,
Verdank ich Taten, die Verbrechen sind.“

Wie kann da noch länger die Rede sein von Pflicht und Recht? Macht und Gelegenheit entscheiden alles. Die Macht hat er und die Gelegenheit ist da. Und die Sterne stehen günstig. Wozu noch länger zaudern?

Und Wallenstein zaudert auch nicht.

„Ruft mir den Wrangel und es sollen gleich
Die Boten satteln.“

Der schwankende und unentschlossene Charakter hat sich verwandelt. Der Wille ist durch die Sophismen der Gräfin gefangen genommen worden. *Aber eines ist sich unwandelbar gleich geblieben: das sittliche Bewusstsein*

in der eigenen Brust, das durch keine Bemäntelung und Beschönigung beeinflusst wird.

„Es ist sein *böser* Geist und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschsucht.
Und ich erwart' es, dass der Rache Stahl
Auch schon für meine Brust geschliffen ist."

Es ist immer dasselbe Verdikt:

„Aus Notwehr tu ich diesen Schritt, doch mein
Bewusstsein tadelt ihn."

Die Sophismen der Gräfin haben ihren Zweck nicht erreicht und konnten ihn nicht erreichen; denn dieser Tadel entspricht eben einer *unabänderlichen innern Nötigung*, so und nicht anders zu urteilen.

Diese innere Nötigung, sich und eine böse Tat, die man begangen hat, trotz allem Widerstreben zu verurteilen, lässt sich auch an Maria Stuart I. 4 nachweisen:

Es ist der Jahrestag der Ermordung Darnleys. Maria begeht ihn mit Busse und Fasten. Die Grösse ihrer Schuld lastet heute schwerer als sonst auf ihrer Seele, so schwer, dass sie demutsvoll und rückhaltslos sich vor dem Spruche des Gewissens beugt. Hier ist es Kenedy, die sich bemüht, die „schauderhafte Tat" zu beschönigen und zu bemänteln. An Entschuldigungen fehlt es ihr nicht:

„Schickt endlich diesen bösen Geist zur Ruh.
Ihr habt die Tat mit jahrelanger Reu,
Mit schweren Leidensproben abgebüsst.
Die Kirche, die den Löseschlüssel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat verzieh'n . . . ."
„Nicht ihr habt ihn gemordet. Andere taten's.
Die Jugend mildert eure Schuld. Ihr wart
So zarten Alters noch . . . . ."
„Ihr wart durch blutige Beleidigung
Gereizt
Und rächtet blutig nur die blut'ge Tat."

Umsonst. Das sittliche Gefühl in Maria lässt sich nicht betören; die Selbstanklagen verstummen nicht und unbestechlich lautet der Spruch des eigenen Herzens:

„Und blutig wird sie auch an mir sich rächen,
Du sprichst mein *Urteil* aus, da du mich tröstest."

Gegen diese Selbstverurteilung kann die gute Kennedy mit all ihren Entschuldigungsgründen und Rechtfertigungsversuchen nicht aufkommen, denn dieser innerliche Urteilsspruch steht höher als jeder andere Spruch von irgendwelcher Seite. Er ist auch mächtiger, als die stärkste Eigenliebe, stärker als der glühendste Hass. Die edle Tat auch des Feindes,

die sittliche Überlegenheit auch des Gegners müssen wir innerlich anerkennen, ob wir wollen oder nicht.

Ein Beispiel dafür haben wir an Weislingen in „Götz von Berlichingen.“ Er ist von Götz gefangen genommen worden. In finsterer Stimmung betritt er die Burg Jaxthausen. Umsonst versucht der gute Götz ihn aufzuheitern. Mürrisch weist Weislingen seinen Zuspruch ab; denn wider Willen überkam ihn ein Gefühl der eigenen Nichtigkeit neben der sittlichen Grösse Berlichingens. Er kann diese innere Anerkennung seines Feindes äusserlich wohl hinter seinem mürrischen Wesen verbergen, aber wie er allein ist, bricht sie nur um so stärker hervor:

„O dass ich aufwachte und alles wäre ein Traum. In Berlichingens Gewalt, dessen Andenken ich mied, wie Feuer. Und er, der alte treuherzige Götz, wer kann ihm nahen und ihn hassen! *Ach ich bin so ganz nichts hier!*“

Solche Beispiele, die, wenn auch erdichtet, psychologisch doch vollständig wahr sind, beweisen, dass es ein *willenloses Urteilen* gibt, dass es ganz und gar nicht von unserem Belieben abhängt, das Gute schön, das Schlechte hässlich zu finden. Auch die gute Kennedy vermag die ruchlose Tat nicht zu loben; auch sie findet sie „schauderhaft empörend, einer ganz Verlorenen wert;“ nur dagegen sträubt sie sich, die Tat Maria anzurechnen. (Fortsetzung folgt.)

Ludwig Uhland auf der Realschulstufe (Sekundarschule).

Von Professor Dr. W. Müller in St. Gallen.

Vor zwei Jahren hat man nicht bloss in deutschen Gauen, sondern allüberall, wo deutsche Sprache und deutsche Literatur gekannt und geschätzt ist, das Andenken an Uhland erneuert durch die feierliche Begehung seines 100jährigen Geburtstages. Vergessen wir indes Ludwig Uhland nicht. Kaum eines deutschen Dichters Werke erfreuten und erfreuen sich noch einer so allgemeinen Gunst. „Ich hatt' einen Kameraden“ erklingt heute wie zuvor in aller Mund. Und gesungen und gesagt wird gar oft von den drei Burschen, die über den Rhein zogen und den drei Jägern, die auf die Birsch gingen. „Was ist das für ein durstig Jahr“, „wir sind nicht mehr am ersten Glas“ verkünden immer noch den unversieglichen Durst des Musensohnes. „Singe, wem Gesang gegeben“, „will ruhen unter den Bäumen hier“, „die linden Lüfte sind erwacht“ mit dem hoffnungsreichen „nun muss sich alles, alles wenden“ ertönen immer noch draussen in der schönen Natur und — hinter dem Ofen. Ernst und religiös stimmt uns alle des Schäfers Sonntagslied und das Lied von der Kapelle auf dem Berge oben. Erhebend wirkt zumal

für uns Schweizer die Ballade von Tells Tod und das Sinngedicht: Tells Platte. Und kaum ein Lied wird bei uns einen freudigeren Widerhall finden in den Herzen der Zuhörer wie der jugendlichen Sänger, als das Uhlandsche: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab, seh' auf die Schlösser all herab."

Und die Schule? Uhland hat sie längst erobert. Allüberall, wo man hinkommt im deutschen Sprachgebiet, besitzt Uhland eine hervorragende Stellung unter den Schulschriftstellern. Kein Lesebuch der Volks- oder Mittelschule, das nicht eine geringere oder grössere Anzahl von Uhlandschen Gedichten oder Bruchstücke aus seinen Dramen enthielte!

Es mag von Nutzen sein, die gewöhnlich in Volks- und Mittelschulen behandelten, resp. vorgeschlagenen Dichtungen vorzuführen.

1. Lied eines Armen. 2. Die Kapelle. 3. Schäfers Sonntagslied. 4. Des Knaben Berglied. 5. Frühlingsglaube. 6. Einkehr. 7. Tells Platte. 8. Die Vätergruft. 9. Der blinde König. 10. Die drei Lieder. 11. Die Mähderin. 12. Das Schifflein. 13. Der gute Kamerad. 14. Bertran de Born. 15. Unstern. 16. Die Ulme zu Hirsau. 17. Der weisse Hirsch. 18. Von den sieben Zechbrüdern. 19. Schwäbische Kunde. 20. Die Rache. 21. Das Schwert. 22. Siegfrieds Schwert. 23. Klein Roland. 24. Roland Schildträger. 25. König Karls Meerfahrt. 26. Taillefer. 27. Das Glück von Edenhall. 28., 29., 30., 31. Graf Eberhard der Rauschebart. 32. Der Schenk von Limburg. 33. Des Sängers Fluch. 34. Tells Tod. 35. Graf Richard ohne Furcht.

Von dieser Anzahl mag man nun das eine oder andere Gedicht für die Mittelschule in Anspruch nehmen. Es bleiben immerhin nicht viel weniger als 30 Gedichte zurück, die unsere Abiturienten von der Real- oder Sekundarschule (der höhern Volksschule) im Laufe der 8—9 Jahre ihrer Schulzeit kennen gelernt haben. Man vergleiche damit die Stellung, die Schiller und Gœthe auf dieser Schulstufe *tatsächlich* besitzen, so wird man sich vielleicht wundern, aber man wird doch anerkennen müssen, dass dem Dichter Uhland kaum weniger Zeit gewidmet wird, als den beiden Heroen der deutschen Dichtkunst. Besonders, wenn man bedenkt, dass auch Bruchstücke aus Uhlands Dramen gelesen werden, aus dem „Herzog Ernst" z. B. die Schilderung der Königswahl im 2. Aufzuge.[1]

Über die grosse Bedeutung der Uhlandschen Dichtung für die Volksschule ist man demnach, wie es scheint, *einig:* sie findet ihren lebhaftesten

[1] In „Theorie und Praxis des Realschulunterrichtes", 1. Heft 1889, ist der Vorschlag gemacht worden, den Herzog Ernst in seinem ganzen Umfange auf der Realschulstufe zu behandeln. Dieser Vorschlag erscheint mir gerechtfertigt; ob sich die Behandlung von „Ludwig der Baier" nicht ebenso gut motiviren liesse?

Ausdruck in der grossen Anzahl von Gedichten, die man unterrichtlich bearbeitet. Was ist es denn aber, das den Dichtungen Uhlands diesen hohen pädagogischen Wert verleiht? Warum gehört Uhland zu dem „Besten“, das für unsre Jugend gut genug ist?

Die Beantwortung dieser Frage erscheint leichter, als sie in der Tat ist. Sie verwickelt in schwierige pädagogische Überlegungen, welche ihrerseits genaue Kenntnis der deutschen Literatur, der Natur des Kindes, resp. seiner geistigen Entwicklung, des oder der Zwecke der Erziehung voraussetzen. Das ist viel verlangt! Aber streng genommen kann keine von diesen Forderungen nachgelassen werden. Jede unterrichtliche Tätigkeit, also auch das Vorführen und Behandeln von Gedichten, ist ein künstlicher Eingriff in die geistige Entwicklung des Unterrichteten vermittelst eines zwischen Lehrer und Lernendem gestellten Stoffes. Die Bedeutung des betreffenden Stoffes, d. h. sein Verhältnis zu andern muss dem Lehrer bekannt sein: Sachkenntnis. Der Mann, der das bedenken will, was er vollbringt, muss ferner die geistige Entwicklung kennen, in die er durch künstlerische Veranstaltung hineingreift; er muss ferner zum voraus die Frage beantwortet haben, ob das Mittel, dessen er sich bedient, eine Wirkung zu tun im stande ist und welche, ob diese Wirkung seiner Absicht gemäss ist, ob sie endlich mit andern unterrichtlichen Eingriffen in dasselbe Subjekt im Einklange steht. Allen erziehlichen also auch allen unterrichtlichen Einwirkungen steht ja gegenüber das *eine*, unteilbare Subjekt, in dem ein bestimmter Geisteszustand erzeugt werden soll.

Ich habe hier nicht die Absicht, diese durch jene Frage nach der pädagogischen Bedeutung der Uhlandschen Dichtung angeregte Reihe von Betrachtungen in extenso vorzuführen, insofern ich mich berufen kann auf eine bereits vorhandene systematische Behandlung dieser Fragen: auf die allgemeine Didaktik. Eines der wichtigsten Probleme derselben ist die Frage: Welchen Anforderungen muss ein „Gesinnungsstoff“ genügen, um im erziehenden Unterricht Verwendung zu finden, mit andern Worten: welches sind die „klassischen“ (classis) Stoffe der Erziehungsschule? Mit der Beantwortung dieser allgemeineren Frage scheint auch die speziellere nach der pädagogischen Bedeutung Uhlands ihre Erledigung zu finden. Was ist nun etwa die Antwort auf jene allgemeinere Frage? Mit Rücksicht auf den allgemeinen Erziehungszweck „Bildung eines sittlichen Charakters“ ergibt sich für alle in die Sphäre des Gesinnungsunterrichtes fallenden Stoffe die Forderung: *Sie müssen einen sittlichen (religiösen) Gehalt haben.* Das ist der ethische Gesichtspunkt.

Im Hinblicke auf die spezifische Natur des zu erziehenden bezw. zu

unterrichtenden Individuums ergibt sich die zweite Forderung: Achte auf die jeweilen erreichte Entwicklungsstufe! Die Entwicklung des Kindes geschieht, wie jede andere Entwicklung, nach bestimmten Gesetzen. Sie ist bedingt durch die Einflüsse der äussern Umgebung des Kindes, seien es absichtliche oder unabsichtliche, durch die Summe oder besser das Produkt der Eindrücke, die das Kind zum weitaus grössten Teile nach der Geburt empfangen hat. Was in keiner Weise in die bis zu einem gewissen Zeitpunkt erreichte Entwicklung hineinfällt und somit nicht apperzipirt wird oder selbst apperzipirt, bringt zunächst keinen geistigen Gewinn; es bleibt vereinzelt und kann vielleicht einmal, aber es wird nicht notwendig das Kind geistig fördern. Das ist der psychologische Gesichtspunkt. Von ihm aus muss man von einem „klassischen Stoffe" verlangen, dass er dem Schüler „geistesverwandt" sei, d. h. in innigem Zusammenhange mit der jeweilen erreichten Stufe geistiger (gemütlicher) Bildung stehe. Dies wird der Fall sein, wenn der Stoff selbst möglichst einheitlich ist, wenn er ferner reiche Beziehungen hat zu dem durch Umgang und Unterricht bereits erworbenen Gedanken- und Gefühlskreis des Zöglings. Nur so wird jene Zerfahrenheit des ganzen Wesens, welche das Gegenteil eines Charakters ist, vermieden. So lange nicht jeder Unterricht hierauf achtet, so lange begünstigt er tatsächlich jene Zerfahrenheit, welche oft als ein Hauptmangel der durch die moderne Schule hindurch gehenden Zöglinge bezeichnet wird. Woraus soll denn die „geschlossene Persönlichkeit" entstehen? Aus einem Chaos von Eindrücken gewiss nicht.

Ein dritter Gesichtspunkt ist der aesthetische, mit dem ethischen nahe verwandt. Die in dem Schüler durch künstliche Veranstaltungen erzeugten Geisteszustände sollen doch relativ bleibende sein. Man will den Schüler empfänglich machen und begeistern für das Schöne; das aesthetische Interesse soll in ihm geweckt werden. Das kann doch nur dadurch geschehen, dass wir ihm Schönes vorführen. Das Unschöne (wie übrigens das Unwahre und Schlechte) hätte eine Berechtigung nur insofern, als es zur bessern Illustration des Gegenteils dienen würde. Hauptstoffe müssen deshalb jedenfalls einen bleibenden, aesthetischen Wert haben. Der Mann muss noch gerne zu ihnen zurückkehren, nachdem sich schon das Kind an ihnen erfreut hatte. Triviale Geschichten und Geschichtchen ohne aesthetischen Wert, ob auch in der besten moralischen Absicht geschrieben, Stücke, denen man die Mache, d. h. eben die Absicht von ferne ansieht, müssen prinzipiell ausgeschlossen sein. — Aus diesen drei Gesichtspunkten dürften sich die Hauptforderungen, welche an einen

klassischen Stoff zu stellen sind, ergeben haben.[1] Es sind dies die drei Hauptprinzipien der Stoffauswahl. Muss man denn überhaupt *nach Prinzipien* auswählen, darf man die Auswahl nicht dem Belieben, d. h. der individuellen Überlegung des einzelnen, fachwissenschaftlich gebildeten und praktisch erfahrenen Lehrers überlassen? Das hat seine grossen Bedenken. Fachwissenschaftliche Überlegung allein führt hier offenbar nicht zum Ziele; denn seit wann kennt die Fachwissenschaft ausser materiellen und logischen auch noch psychologische Rücksichten auf die Natur und Entwicklungsstufe der Individuen, die sich mit ihr beschäftigen? Und was heisst praktische Erfahrung? Unter praktischer Erfahrung versteht man doch im allgemeinen einen Komplex von Beobachtungen: auf bestimmte Ursachen folgten bestimmte Wirkungen; bestimmte Wirkungen liessen sich zurückführen auf bestimmte Ursachen. Wie gering ist aber die Anzahl der Erfahrungen, die der Einzelne macht, im Vergleich zu denen der Gesamtheit der auf dem gleichen Gebiete Tätigen! Wie schwierig ist die *Deutung* der Erfahrungen; was für einen Gewinn bringen mir Erfahrungen, die ich nicht erklären kann? Und was ist endlich die Erklärung, die ich mir zu geben versuche? Doch wohl nichts anderes als eine Zurückführung der individuellen Erfahrung auf mehr oder weniger allgemeine (allgemein gültige) Gesetze, auf Prinzipien! Jeder Lehrer ist aber auch einmal ein Anfänger. Soll er erst durch Schaden klug werden? Ja, wenn dieser „bittere Weg der Erfahrung“ [2] nur für den Lehrer bitter wäre, dann ginge es noch an. Aber tatsächlich trägt der Schüler die Hauptunkosten. Wer aber so weit Skeptiker ist, dass er nur „individuelle Erfahrungen“ anerkennt, d. h. im Grunde genommen die Gesetzmässigkeit des geistigen Geschehens leugnet, der ist, wie mir scheint, ein ganz verlorener Mann, der an derselben Inkonsequenz leidet, wenn er seine pädagogische Tätigkeit nicht aufgibt, wie der absolute Pessimist, wenn er weiter lebt. (Forts. folgt.)

Präparationen für den Unterricht in der Mechanik.

Von Paul Conrad.

Die nachfolgenden Lehrbeispiele sind entnommen meinen *„Präparationen für den Physik-Unterricht in Volks- und Mittelschulen. I. Teil: Mechanik und Akustik.“* Dresden, Verlag von Bleyl & Kämmerer

[1] Vgl. *Ziller:* Allgemeine Pädagogik § 21. *Ziller:* Z. f. exakte Philosophie IV, 1—25. Theorie und Praxis des Realschulunterrichtes, I. Heft 1889, pag. 4.

[2] Dr. G. Tobler: Einige Bemerkungen über den Deutschunterricht an obern Gymnasialklassen. „Bündner Seminarblätter“ III, 17.

(Paul Th. Kämmerer). 1889. Die theoretische Begründung des hier eingeschlagenen Weges findet sich in der Einleitung dieses Werkchens, sowie in den „Bündner Seminarblättern," IV. Jahrgang, Nr. 4 und endlich auch in der „Schweizerischen Lehrerzeitung," Nr. 29—36 dieses Jahres. Es ist deshalb durchaus überflüssig, an dieser Stelle nochmals darauf zurückzukommen. Nur in Bezug auf die Stellung der hier zu behandelnden Stoffe einige Worte:

Die drei unten folgenden Präparationen bilden mit drei andern eine Gruppe, welche die Überschrift trägt: *Die einfachen Maschinen und die Reibung.* Es stehen dieselben in folgender Ordnung: *Die Hebel, die Reibung, die schiefe Ebene, die Rolle und das Wellrad, der Keil, die Schraube. Vor* dieser Gruppe wurden aus dem Gebiete der Mechanik behandelt: *Die Schwerkraft, die Trägheit oder das Beharrungsvermögen, der freie Fall und die Wurfbewegungen.*

Und nun die Präparationen selbst!

Hauptziel (für die oben genannte Gruppe): Ihr habt schon oft beim Bau von Häusern zugesehen und euch jedenfalls gewundert, wie es möglich ist, *die grossen Steine und Balken fortzubewegen.* Letzteres werden wir heute und in den nächsten Stunden untersuchen.

Zur Fortbewegung dieser Lasten brauchen die Arbeiter verschiedene Vorrichtungen: Hebebäume oder Brechstangen, Schubkarren, Wagen, Rollen, Flaschenzüge, Winden u. s. f. Wir fangen unsere Besprechung da an, wo auch die betreffenden Arbeiten beginnen, im *Steinbruch.*

a. Die Hebel.

Teilziel a: Wir besprechen zunächst, wie die Arbeiter die *Steine im Steinbruch fortbewegen.*

Ia. Wir haben den Steinbruch schon öfter besucht und die daselbst stattfindenden Arbeiten beobachtet. Zuerst werden die Steine losgesprengt. (Kurze Beschreibung!) Dann handelt es sich darum, sie dahin zu bringen, wo sie bequem behauen werden können. Sind sie nicht zu gross, so fassen die Arbeiter die Steine mit ihren Händen direkt an und wälzen sie fort. Oft aber bemühen sie sich vergeblich. Viele Steine sind so schwer, dass sie sich nur mittels Hebebäumen oder Brechstangen bewegen lassen. Die Arbeiter haben nämlich stets lange Stäbe von Holz oder Eisen im Bruch. Diese schieben sie unter die schweren Steine, fassen am anderen Ende an und wälzen sie fort. Dabei beobachteten wir zwei verschiedene Verfahren: manchmal schieben sie die Stange unter den Stein und *heben* an dem freien Ende, während das andere auf dem Erdboden fest liegt. Manchmal aber legen sie, nachdem sie

den Hebebaum untergeschoben haben; nicht weit von dem zu hebenden Stein nach dem freien Ende zu einen Holzklotz oder einen Stein unter und *drücken* den Stab an dem freien Ende nieder. Im ersten Falle sehen sie stets darauf, dass der Stabteil von dem auf der Erde liegenden Ende bis zum Stein möglichst kurz ist. Ähnlich wird im zweiten Falle der Teil vom untergelegten Stein oder Klotz bis zur Last im Verhältnis zu demjenigen von dem Unterstützungspunkt bis zu den drückenden Händen kurz genommen. Wir konnten uns leicht denken, dass dies deshalb so gemacht wird, um den Stein mit geringer Kraftanwendung fortbewegen zu können. Von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugten wir uns denn auch, als wir selber kleine Hebebäume zur Hand nahmen und Steine damit wegzuwälzen versuchten. Je näher der Angriffspunkt dem Steine lag, desto schwerer fiel es uns. Dabei entging uns jedoch nicht, dass der Stein nicht jedesmal gleich weit fortbewegt wurde; er bewegte sich nämlich in der Regel um so weiter von der Stelle, je entfernter die Last von dem Unterstützungspunkte lag. Freilich mussten wir dann ja auch die grösste Kraft anwenden. Schoben wir dagegen den Stab nicht weit unter die Last, oder legten wir den als Unterstützung dienenden Stein ganz nahe an dieselbe, so war oft kaum ein Fortbewegen des Steines zu bemerken. Wir brauchten uns dabei natürlich auch viel weniger anzustrengen.

Welches ist nun wohl vorteilhafter, in dem einen Falle *weniger Zeit, aber mehr Kraft*, oder in dem anderen *mehr Zeit, aber weniger Kraft zu brauchen?* Um dieses entscheiden zu können, müssenwir untersuchen:

1) *Wie gross muss die Kraft in jedem einzelnen Falle sein, um eine beliebige Last durch Hebebaum oder Brecheisen fortzubewegen?*

2) *Wie weit bewegt sich die Last jedesmal?*

II a. Diese Fragen kann uns ein wirklicher Hebebaum nicht beantworten. Wir müssen uns ein Modell dafür ersinnen und zwar zunächst für den Fall, wo ein Stein oder ein Klotz untergelegt wird. Zu dem Ende sehen wir uns den Hebebaum noch einmal genauer an. Er besteht aus zwei Teilen, der eine reicht vom Unterstützungspunkt bis da, wo die Last aufliegt; der andere von derselben Stelle bis zum Angriffspunkt der arbeitenden Hände, mit anderen Worten bis zum Angriffspunkt der Kraft. Eine solche Vorrichtung nennt man *Hebel*, die beiden genannten Teile die *Hebelarme*, und zwar den erstern den *Hebelarm der Last*, den letzteren den *Hebelarm der Kraft*, kurz *Lastarm* und *Kraftarm*. Wie wir im Steinbruch gesehen, wurde der Lastarm stets bedeutend kürzer genommen als der Kraftarm. Der Hebebaum bildete so einen *ungleicharmigen* Hebel. Sind dagegen die beiden Arme einander an Länge gleich,

so hat man einen *gleicharmigen* Hebel. Bei der andern Anwendungsart hat der Hebebaum bloss *einen* Arm, da der Unterstützungspunkt am Ende liegt. Man nennt ihn einen *ein*armigen Hebel, während er dann, wenn der Unterstützungspunkt zwischen Last und Kraft sich befindet, einen *zwei*armigen Hebel darstellt. Übrigens müssen wir auch beim einarmigen Hebel unterscheiden zwischen Last- und Kraftarm. Wie beim zweiarmigen Hebel reicht der erstere vom Unterstützungspunkt bis zur Last und der Kraftarm vom Unterstützungspunkt bis zur Kraft. Der Lastarm fällt also in diesem Falle mit einem Teile des Kraftarms zusammen. Beide liegen auf derselben Seite vom Unterstützungspunkte, beim zweiarmigen Hebel dagegen auf verschiedenen.

Wie muss nun wohl ein Modell eines Hebels beschaffen sein? Sehr einfach. Wir bedürfen dazu bloss eines Stabes, welcher sich um einen festen Punkt dreht, und zwar nehmen wir zuerst den Fall an, wo der Drehpunkt in der Mitte liegt.

Versuche mit dem gleicharmigen Hebel: Durch Anhängen von gleichen Gewichten an Last- und Kraftarm in derselben Entfernung vom Unterstützungspunkt stellen wir das Gleichgewicht her, und zwar bei den verschiedensten Armlängen und Gewichten, wie es folgende, an die Wandtafel zu schreibende Zusammenstellung zeigt:

Länge der Hebelarme in cm.		Grösse der Gewichte in g.	
Lastarm.	Kraftarm.	Last.	Kraft.
10	10	1000	1000
20	20	1000	1000
30	30	1000	1000
10	10	500	500
20	20	500	500
30	30	500	500
10	10	250	250
20	20	250	250
30	30	250	250

u. s. f.

Daran schliessen sich ähnliche *Versuche mit dem ungleicharmigen Hebel*, welche in derselben Weise zu notiren sind:

Länge der Hebelarme in cm.		Grösse der Gewichte in g.	
Lastarm.	Kraftarm.	Last.	Kraft.
10	20	1000	500
15	30	1000	500
20	40	1000	500
10	20	500	250
15	30	500	250
20	40	500	250
5	15	750	250
10	30	750	250
12	36	750	250

Länge der Hebelarme in cm.		Grösse der Gewichte in g.	
Lastarm.	Kraftarm.	Last.	Kraft.
5	15	1500	500
10	30	1500	500
12	36	1500	500
5	20	1000	250
6	24	1000	250
7	28	1000	250
5	25	1250	250
6	30	1250	250
7	35	1250	250
4	24	1500	250
5	30	1500	250
6	36	1500	250

u. s. f.

Um die schematischen Zeichnungen auf dem System vorzubereiten, werden hier wie beim gleicharmigen und später auch beim einarmigen Hebel *einige bestimmte Fälle* in der Art und Weise *an die Tafel gezeichnet*, wie sie in das *schriftliche System* aufzunehmen sind.

III a. 1) *Lesen der an der Tafel stehenden Zusammenstellungen in vollständigen Sätzen*, z. B.: Im ersten Fall war der Lastarm 10 cm und der Kraftarm ebenfalls 10 cm lang, die Last betrug 1000 g und die Kraft ebenfalls 1000 g u. s. f.

2) *Lesen der Notizen* in der Weise, dass *das Verhältnis zwischen Lastarm und Kraftarm, zwischen Last und Kraft* angegeben wird, z. B.: Im ersten Fall der ersten Versuchsreihe sind Lastarm und Kraftarm einander gleich, ebenso Last und Kraft u. s. w. Im ersten Falle der zweiten Versuchsreihe ist der Kraftarm zwei mal so gross als der Lastarm und die Last ebenso viel mal so gross als die Kraft u. s. f. Oder: Der Lastarm ist zwei mal im Kraftarm enthalten und ebenso viel mal die Kraft in der Last.

IV a. Es ergeben sich folgende Gesetze:

1) *Am gleicharmigen Hebel herrscht Gleichgewicht, wenn Last und Kraft einander gleich sind.*

2) *Am ungleicharmigen Hebel herrscht Gleichgewicht, wenn die Kraft so oft in der Last enthalten ist als der Lastarm in dem Kraftarm.* Oder: *Am ungleicharmigen Hebel herrscht Gleichgewicht, wenn die Kraft sich zur Last verhält wie der Lastarm zum Kraftarm.*

III b. Zu einer kürzeren Ausdrucksweise dieser Gesetze gelangen wir, wenn wir uns in allen angegebenen Fällen die Lasten und Kräfte an 1 cm langen Hebelarmen wirkend denken:

Erster Fall der ersten Versuchsreihe: Wirkt die Kraft statt an einem 20 cm langen, bloss an einem 1 cm langen Hebelarm und soll sie

doch der Last von 1000 g an einem 10 cm langen Arm das Gleichgewicht halten, so muss sie natürlich $20 \times 500 = 10{,}000$ g betragen. Rücken wir aber auch die Last bis auf 1 cm vom Unterstützungspunkt, so muss dieselbe $10 \times 1000 = 10{,}000$ g sein. In derselben Weise werden, wenn vielleicht auch nicht alle, so doch eine ganze Anzahl von Fällen der ersten und zweiten Reihe umgerechnet, und dabei ist scharf hervorzuheben, dass sich Kraft und Last an einem 1 cm langen Hebelarm entsprechen. Daran schliesst sich die Erklärung, dass man die auf 1 cm umgerechnete Last als *Drehungsmoment der Last* und die auf 1 cm zurückgeführte Kraft als *Drehungsmoment der Kraft* bezeichnet.

IV b. Gesetz: *Der zweiarmige Hebel ist im Gleichgewicht, wenn die Drehungsmomente der Kraft und der Last einander gleich sind.* Das Moment der Kraft findet man, indem man die Kraft, in g ausgedrückt, multiplizirt mit der Länge ihres Arms, in cm ausgedrückt; das Moment der Last, wenn man bei denselben Mass- und Gewichtseinheiten die Last mit dem Lastarm vervielfacht.

V a. Damit ist unsere Frage, soweit sie sich auf den zweiarmigen Hebel bezieht, gelöst.

Die am Modell ausgeführten Versuche bestätigen die Versuche im Steinbruch und lassen uns ausserdem das Verhältnis zwischen Kraft und Last noch genauer erkennen. Wir wissen jetzt nicht nur, dass die Kraft kleiner werden kann mit dem Abnehmen des Lastarms und umgekehrt, sondern wir wissen auch, dass beides in demselben Grade stattfindet. Ist z. B. der Lastarm halb so lang als der Kraftarm, so braucht auch die Kraft nur die Hälfte der Last zu betragen, ist die Länge des Lastarms 5 mal in derjenigen des Kraftarms enthalten, so muss auch die Kraft 5 mal in der Last enthalten sein. So ist es allerdings nur, wenn die Arbeiter den Hebebaum so weit unterschieben, dass *der ganze Stein* gehoben wird. Dies findet aber in den seltensten Fällen statt; meistens liegt der Stein auf einer Seite noch auf der Erde, und es wirkt demnach nicht sein ganzes Gewicht, so dass folglich noch eine geringere Kraft ihn fortwälzen kann, als die Berechnung nach der Länge der Hebelarme ergibt.

Daran schliessen sich die verschiedensten Übungsaufgaben:

Länge den Hebelarme in m.		Grösse der Gewichte in kg.	
Lastarm.	Kraftarm.	Last.	Kraft.
1/2	2	200	?
1/4	2	400	?
1/3	3	540	?
1/4	3	?	40
1/3	2	?	60
1/2	2	?	50
1/2	?	500	100

Länge der Hebelarme in m.		Grösse der Gewichte in kg.	
Lastarm.	Kraftarm.	Last.	Kraft.
$^1/_3$	?	600	50
$^1/_4$	?	450	150
?	3	600	100
?	2	400	50
?	$1^1/_2$	300	100

u. s. f.

Diese, der Einfachheit halber hier *kurz und abstrakt* dargestellten Aufgaben sind unter Zugrundelegung bestimmter Lasten (Steine, Baumstämme etc.) den Schülern anfangs *eingekleidet* vorzulegen.

Daran schliessen sich auch Aufgaben, die *zwei* Grössen unbekannt lassen und mithin die verschiedensten Lösungen erfahren können, z. B.:

Wir haben einen Stein fortzubewegen von 500 kg Gewicht; unsere Kraft beträgt aber bloss 100 kg; wie bewerkstelligen wir es? Mittelst eines Hebels, dessen Lastarm 5 mal im Kraftarm enthalten ist, z. B.:

Lastarm = $^1/_2$ m, Kraftarm = $2^1/_2$ m.

Lastarm = $^1/_3$ m, Kraftarm = $1^2/_3$ m u. s. f.

II b. Wie verhält es sich nun aber mit dem *einarmigen* Hebel? Nach unseren Versuchen im Steinbruch dürfen wir erwarten, dass das Gesetz des zweiarmigen auch für diesen passe. Um sicher zu gehen, müssen wir aber auch hier mittelst einer künstlichen Vorrichtung *Versuche* anstellen.

Den einarmigen Hebel stellt uns ein Stab vor, welcher sich um den einen Endpunkt drehen kann. An diesem wirkt die Last nicht weit vom Unterstützungspunkt nach *unten*, die Kraft an dem anderen Ende in die *Höhe*. Dies ist, um genaue Untersuchungen anzustellen, nur dadurch erreichbar, dass man das freie Ende des einarmigen in Verbindung setzt mit dem einen Ende eines zweiarmigen Hebels. Man lässt dann, nachdem durch Anhängen einer Wagschale mit Sand an den freien Arm des zweiarmigen Hebels das Gleichgewicht hergestellt worden ist, die Kraft an dem freien Ende des zweiarmigen Hebels nach unten wirken und zwar ebenso weit vom Unterstützungspunkt entfernt, als der Befestigungspunkt des einarmigen Hebels an dem andern Arme vom Drehpunkt entfernt ist; auf diese Weise wirkt die Kraft an dem Ende des einarmigen Hebels in demselben Grade nach oben, wie sie an dem entgegengesetzten Arm des zweiarmigen Hebels nach unten zieht.

Versuche, ähnlich wie bei dem zweiarmigen Hebel, und *Darstellen derselben an der Tafel* wie oben. Besonders einzuprägen ist den Kindern, dass der Hebelarm der Last vom Unterstützungspunkt bis zum Angriffspunkt der Last und derjenige der Kraft ebenfalls vom Drehpunkte (und nicht etwa, wie sie oft anzunehmen geneigt sind, von der Last) bis zum Angriffspunkt der Kraft reicht.

IIIc und d und IVc und d gestalten sich ähnlich wie IIIa und b und IVa und b. Ausserdem: Zusammenfassen aller Gesetze:

a. *Die Hebel sind im Gleichgewicht, wenn der Kraftarm so viel mal länger ist als der Lastarm, wie die Last grösser ist als die Kraft.*

Oder:

b. *Die Hebel sind im Gleichgewicht, wenn die Kraft so oft in der Last enthalten ist, als der Lastarm in dem Kraftarm.*

Oder:

c. *Die Hebel sind im Gleichgewicht, wenn die Drehungsmomente der Kraft und Last einander gleich sind.*

Vb. 1) Beantwortung der Frage für den einarmigen, ähnlich wie es für den zweiarmigen Hebel auf Va geschehen ist.

2) Übungsaufgaben, wie sie Va bietet, zunächst bloss für den *einarmigen* Hebel, *dann vermischte Aufgaben für alle Hebelarten.*

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimatkunde im III. Schuljahr.

Von J. Ragaz in Rorschach.

Für meine Schüler war die erste geographische Einheit im Anschluss an das Nibelungenlied zugleich die erste Geographiestunde überhaupt. Sie kamen nämlich aus einer Schule, in welcher in den drei ersten Schuljahren nichts als gelesen, geschrieben und gerechnet worden war. So fehlte ihnen noch jeglicher geographische Grundbegriff und jegliches geographische Interesse. Hier, sowie auch in der Naturkunde, zeigte sich mir recht auffällig der Unterschied zwischen einer vom ersten Schuljahr an nach Herbart-Zillerschem Lehrplan geführten Schule und einer solchen, in welcher noch der landläufige Lehrplan massgebend ist. Ich hatte also das äusserst wichtige, aber auch schwierige Geschäft der Fundamentirung des geographischen Unterrichts noch vor mir.

Als in erster Linie notwendig erwiesen sich zunächst die Begriffe: Himmelsrichtung und verjüngter Massstab, jene, um die Lage des fremden Schauplatzes und die Bewegung dahin zu verstehen, letzterer für das geographische Zeichnen. Was die Himmelsrichtungen anbetrifft, so konnte ich mich zunächst im mündlichen Unterricht allerdings mit der Handbewegung der Schüler nach der geforderten Richtung begnügen oder mit der Zurückführung derselben auf eine dem Schüler von frühester Jugend an bekannte, z. B.: Wenn wir nach der Heimat Gunthers fahren wollen, müssen wir zuerst immer so gehen wie *wir*, wenn wir aus dem Schulzimmer durch den Hausgang ins Freie treten und dann so, wie wir nach dem See gehen. Nebenbei suchte ich durch tägliche Beobach-

tung des Laufes der Sonne das Verständnis der Himmelsrichtungen vorzubereiten. Zur systematischen Behandlung derselben ging ich erst dann über, als die Schüler die Weitläufigkeit obiger Richtungsbestimmung selbst herausgefühlt und die schriftliche Angabe der Richtung das Bedürfnis nach einem Worte für die Handbewegung geweckt hatte.

Grössere Schwierigkeit, als die Auffassung der Himmelsrichtungen, machte deren Übertragung auf die Karte. Doch gelangte ich damit, unter fortwährender Benutzung der ältesten und also stärksten Richtungsvorstellungen, ziemlich schnell und sicher zum Ziele. Ich stellte zunächst mit den Schülern bekannte Richtungen fest: Die Richtung von der Wohnstube ins Freie, in die Schule etc. Hierauf wurden noch zahlreiche Exkursionen in die nächste Umgebung unternommen und immer die Richtung, in der man sich eben bewegte, ebenso die Richtungsveränderungen bestimmt. Im Schulzimmer wurden die „gegangenen Wege" gelegt und gezeichnet.

Im Zusammenhang mit den Himmelsrichtungen suchte ich meinen Schülern auch den Begriff des verjüngten Massstabes klar zu machen. Auf unsern Exkursionen wurden deshalb Messinstrumente mitgenommen, die Länge der Wegstücke gleicher Richtung ermittelt, um dadurch das Grössenverhältnis zwischen den einzelnen Stücken, welches bei der Übertragung auf die Wandtafel notwendig ist, zu erhalten. Auch wurden die zurückgelegten Wege und berührten Orte auf der in der Schule befindlichen Karte von Rorschach und Umgebung gezeigt.

Nachdem so die Schüler im Übertragen von bekannten Richtungen und Grössenverhältnissen auf die Wandtafel und das Papier geübt, betrat ich den umgekehrten Weg: Ich gab den Schülern das Zeichen, und sie mussten mir mitteilen, welche Vorstellungen dasselbe in ihnen erwecke.

Letztere Übung, welche die Vorbereitung für das Kartenlesen bildet, ist sehr wichtig. Es muss mit aller Strenge und Konsequenz darauf hingearbeitet werden, dass jedes Zeichen, das der Schüler wahrnimmt, in ihm ein lebendiges geographisches Bild reproduzirt, weil sonst der Unterricht nur zu leicht mit „Ringen", statt mit wirklichen Ortschaften, mit „Strichen", statt mit Flüssen, mit „Schraffirungen, statt mit Gebirgen operirt. Fast kein Unterricht ist, wie jeder Lehrer bezeugen wird, so schwierig wie dieser, die Geographie vorbereitende, heimatkundliche; nirgends setzen sich so leicht falsche Vorstellungen fest, die später kaum mehr ausgerottet werden können, z. B. die Identifizirung von Norden und aufwärts u. s. w. Dem kann nur vorgebeugt werden durch eine sorgfältige, schon im ersten Schuljahr beginnende Heimatkunde.

(Fortsetzung folgt.)

4-59

Eppur si muove!

Und sie bewegt sich doch, die Herbartsche Pädagogik, und bewegt immer weitere Kreise. Die Zeiten scheinen vorbei zu sein, da man glaubte, sie abfertigen zu können mit dem spöttischen Urteil, das Gute an ihr sei nicht neu und das Neue nicht gut. Gegner hat sie freilich noch genug, aber diese reden bereits mit einer gewissen Achtung von ihr. Auf der Bank der Spötter sitzen heute noch einige „Originalpädagogen“ und ab und zu ein Typus jener Species von Gymnasialprofessoren, die nicht nur von der Herbartschen, sondern von der Pädagogik überhaupt mit einer Geringschätzung reden, wie etwa ein Fleischerknecht von Anatomie oder ein Seifensieder von Chemie. Man darf daher wie von jeder andern Kunst und Wissenschaft auch von der Herbartschen Pädagogik sagen: non habet osorem nisi ignorantem; es spottet ihrer niemand, als wer sie nicht kennt.

Mögen diese Herren ruhig weiter witzeln über die „Wissenschaft der Wissenschaftlichen“, das ficht uns wenig an; ein einziges auf *unbefangene* und *gründliche* Studien gestütztes Urteil schlägt alle ihre Witze nieder. Die „Blätter“ haben ab und zu solche Urteile den Lesern zur Kenntnis gebracht. Hier einige neue:

1. Nach meiner Erfahrung sind in einer Lehrerbildungsanstalt auf dem Gebiete der Pädagogik keine Ideen so fruchtbar, greifen so tief in die Seelen der jungen Lehrer hinein und heben sie hinauf auf die Höhe einer idealen Auffassung ihres Berufs, als jene mächtigen Grundgedanken Herbarts; sie wollen in Wahrheit aus den Lehrern keine Handwerker machen, die nur eine Reihe von Kunstgriffen sich anzueignen hätten, sondern opferfreudige Mithelfer an der sittlichen Bildung und Veredlung unseres Volkes, denen nicht die intellektuelle Ausbildung, sondern die des Gemüts und Willens in erster Linie steht.

Leutz, Seminardirektor in Karlsruhe in seinem Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichtes.

2. Wenn die Pädagogik Herbarts auch von keinem Einflusse auf die Besserung der Schulerziehung wäre, so würde sie doch für jeden Lehrer schon deshalb von unschätzbarem Werte sein, weil sie eine Berufsfreudigkeit erweckt, so hoch und dauerhaft, wie sie infolge der schönsten Redensarten von der Herrlichkeit des Schulamtes nicht entfernt zu stande kommt. Es sind dem Rezensenten Lehrer bekannt, welche ernstlich mit dem Gedanken umgingen, einen andern Beruf zu ergreifen, aber durch eine glückliche Fügung mit Herbart und Ziller bekannt und allmählich des inne wurden, dass sie ihren Beruf doch nicht verfehlt hatten.

(Aus der Rezension obigen Buches in dem evangelischen Schulblatt von Dörpfeld).

3. Man mag zu den Bestrebungen der Herbart-Zillerschen Schule was immer für eine Stellung einnehmen, als ganz unbefangener Beurteiler wird man zugestehen müssen, dass Herbart und seine Schüler den Unterricht in der Geschichte ganz wesentlich gefördert und heilsame weiter wirkende Anregungen auf diesem Gebiete gegeben haben. (*G. Rusch,* Prof. an der k. k. Lehrerbildungsanstalt Wien in seiner „Methodik des Unterrichts in der Geschichte“ S. 88.)

4. Es handelt sich bei dem Unterrichte nicht nur um Festsetzung des Unterrichtszweckes, nicht nur um Auswahl und Gruppirung des Unterrichtsstoffes, sondern auch und zwar ebenso sehr um die *Art und Weise der Bearbeitung und Darbietung dieses Stoffes,* also um die Methode im engern Sinne des Wortes. Was die Herbartsche Schule in dieser Richtung bietet, ist für jeden Lehrer, der nicht nur mechanisch unterrichten will, sondern durch den Unterricht den Geist der Kinder zu bilden, also zu erziehen strebt, aller Beachtung wert. Wenn es auch dem Inhalte nach nicht neu ist, da die Gedanken uns schon in den allbekannten methodischen Grundsätzen entgegentreten, so ist es doch neu und überraschend in der Form, in der es uns gegeben ist, in der Klarheit und Übersichtlichkeit, sowie in der scharf logischen Verbindung, mit der es ausgesprochen ist. Wir haben hier eine Beobachtung, die man vielfach in der Geschichte der Pädagogik zu machen Gelegenheit hat. Was Jahrhunderte zerstreut, mehr gelegentlich ausgesprochen, was sie bei dem Unterrichte und der Erziehung, mehr oder weniger bewusst, benützt und als bewährt gefunden, was sie in den Lehrbüchern als bedeutungsvolle Sätze neben einander gestellt und dem Gedächtnis und Verstande der heranzubildenden Lehrer

mit allem Nachdrucke eingeprägt haben, kristallisirt sich nach und nach durch die Geisteskraft irgend eines genialen Mannes zu einem schönen logischen System, das, wenn es auch alle bekannten Elemente umfasst, durch die Neuheit der Form und der ganzen Gestalt den denkenden Geist überrascht und erfreut. Als ein solches System erscheinen die *formalen Stufen* der Herbartschen Schule.

Baumgartner, Seminardirektor in Zug. „Kathol. Seminarbl.“ Nr. 5, 1887.

5. Und wie urteilt Dr. Fritz Schultze, Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagogischen Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden? Er sagt in der dritten Auflage seiner Übersetzung von „Herbert Spencer über Erziehung“, desselben Herbert Spencer, den ein gewisser Jemand vor einigen Jahren gegen Herbart ausspielen wollte:

„Der englische Philosoph entwickelt in diesem Buche, vorzugsweise von Pestalozzi ausgehend, nichts was der deutschen wissenschaftlichen Pädagogik nicht schon bekannt wäre, ja was dieselbe nicht schon in bei weitem gründlicherer Weise ausgeführt hätte. Die Pädagogik Herbarts und die ausgezeichnete Weiterentwicklung derselben besonders durch Ziller ist Herbert Spencer offenbar nicht bekannt gewesen; er würde sonst gefunden haben, dass nicht bloss das, was er als wünschenswert hinstellt, sondern weit mehr hier bereits mannigfach vertieft und in vielseitigster Weise durchgearbeitet dargeboten wird. Insofern hätten wir Deutsche also keinen Grund, uns erst aus dem Werke des Engländers die nötige Belehrung über Erziehung zu holen. Der Übelstand ist nur der, dass auch den meisten Deutschen die deutsche wissenschaftliche Pädagogik, auf die wir mit Recht stolz sein können, so gut wie gänzlich unbekannt ist.“

Solche Stimmen muss man wägen und nicht zählen. Nicht auf die „maiora,“ sondern auf die „saniora“ (nicht auf das Mehr, sondern auf das Vernünftigere) kommt es an und dieses Vernünftigere spricht zu gunsten unserer Sache. Darum: Sursum corda; arbeiten wir fröhlich weiter! *Roller.*

Im Verlag von J. Huber in Frauenfeld sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schweizerischer Lehrer-Kalender

für das Jahr 1890.

18. Jahrgang.

Herausgegeben von Dr. Ph. Ant. Largiadèr, Schulinspektor in Basel.

Solid in Leinwand gebunden 1 Fr. 80 Rp.

(In Leder gebunden 2 Fr. 50 Rp.)

Inhalt: Übersichtskalender. — Tagebuch. — Schweizerische Schulchronik etc. — Neue Schulapparate; mit Abbildungen. — Statistische u. Hülfstabellen. — Schemas zu Stundenplänen u. Schülerverzeichnissen. — Notizenpapier.

Schweizerischer Schüler-Kalender

für die Zöglinge der

Mittel- und Kantonsschulen, Seminarien, Institute etc.

auf das Jahr 1890.

Herausgegeben von

R. Kaufmann-Bayer.

Solid in Leinwand gebunden 1 Fr. 40 Rp.

Der neue Schülerkalender zeichnet sich durch *besondere Reichhaltigkeit* aus; nicht nur bringt er als *Titelbild* eine Ansicht des Alfred Escher-Denkmals in feinem Lichtdruck (dazu einen Artikel über die Enthüllungs- und Hans Waldmann-Feier), sondern auch eine mit *Abbildungen* geschmückte Beschreibung der Pilatusbahn. Sodann „Winke zur Gesundheitspflege“ und einen Artikel über die völkerrechtliche Stellung der Schweiz von Herrn Bundesrat Droz. Die Zahl der *Hülfstabellen* und statistischen Tafeln beträgt nicht weniger als 36.

Soeben sind erschienen und in allen schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Augustin Keller.

Mit Kellers Bild.

XII u. 252 Seiten. Preis brosch. 4 Fr., geb. 5 Fr.

Die Sammlung von Kellers Gedichten, welche die Hinterlassenen nach dem Wunsche des Verewigten selbst hiemit dem Schweizervolke übergeben, zerfällt in die Abschnitte: Sage und Geschichte — Legenden — Lieder und Parabeln — Land und Leben — Lieder — Denksprüche an Studirende — Lehrsprüche der Natur, des Lebens und der Geschichte — Den lieben Kleinen für Schule und Haus. — Den zahlreichen Verehrern Kellers wird das Buch eine hochwillkommene Weihnachtsgabe sein, und wer ihn etwa noch nicht gekannt, wird ihn aus diesen Dichtungen liebgewinnen und hochachten lernen; denn wie das Sonnenlicht aus einem Prisma leuchten uns daraus alle jene Züge seines Wesens entgegen, welche Kellers Volkstümlichkeit begründet haben: das markige Wort, der schalkhafte Humor, die warme Vaterlandsliebe, die Unerschrockenheit der Überzeugung und das goldene Gemüt.

Ganz besonders erlauben wir uns, unsere **Volksschullehrer** auf dieses Vermächtnis des begnadeten Erziehers aufmerksam zu machen; sie werden viel darin finden zu eigener Erhebung und Anregung wie zur Befruchtung des Unterrichtes.

J. Hubers Verlag in Frauenfeld.

Theorie und Praxis des Realschul- (Sekundar-) Unterrichts.

Herausgegeben
von
Gustav Wiget.

1889. Erstes Heft. — Preis 1 Fr. 30 Rp.

1. Der deutsche Unterricht: Anordnung des Unterrichts und Auswahl des Stoffes. Methodische Behandlung. — Aufsatz und Grammatik.
2. Präparations-Skizzen zu Schillers Wilhelm Tell.
3. Spezielle Regierungsmassregeln für den Schulunterricht.

Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen.

In neuer Bearbeitung ist erschienen:

Französisches Lesebuch
für Real- oder Mittelschulen und ähnliche Anstalten.

Herausgegeben von *H. Breitinger* und *J. Fuchs.*

Zweites Heft. — Dritte Auflage.

Neu bearbeitet von *J. Gutersohn,* Professor an der Grossh. Realschule in Karlsruhe.

112 S. Preis kartonnirt 1 Fr. 30 Rp.

Indem wir bezüglich der Gesichtspunkte, die den Herausgeber dieser neuen Auflage geleitet haben, auf das lesenswerte *Vorwort* verweisen, empfehlen wir das so umgearbeitete Lesebuch der Beachtung der Herren Lehrer des Französischen und liefern ihnen zur Prüfung gerne ein *Freiexemplar.*

Vom *ersten Hefte* ist die *sechste,* im wesentlichen unveränderte Auflage erschienen.

J. Hubers Verlag in Frauenfeld.

Inhalt: An die Leser. — Glück. — Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln. — Ludwig Uhland auf der Realschulstufe (Sekundarschule). — Präparationen für den Unterricht in der Mechanik. — Die Heimatkunde im III. Schuljahr. — Eppur si muove. — *Inserate.*

J. HUBER'S BUCHDRUCKEREI, FRAUENFELD